

Prof. Dr. Alfred Toth

Zwei Formen semiotischer Supplementation

1. Wir beginnen mit dem folgenden Ausschnitt aus Derridas "Grammatologie" (1983, S. 250):

Das Supplement fügt sich hinzu, es ist ein Surplus; Fülle, die eine andere Fülle bereichert, die Überfülle der Präsenz. Es kumuliert und akkumuliert die Präsenz. Ebenso treten die Kunst, die *techné*, das Bild, die Repräsentation, die Konvention usw. als Supplement der Natur auf und werden durch jede dieser kumulierenden Funktionen bereichert. Diese Art der Supplementarität determiniert in bestimmter Weise alle begrifflichen Gegensätze, in die Rousseau den Begriff der Natur einschreibt, insofern dieser sich selbst genügen sollte.

Aber das Supplement supplementiert. Es gesellt sich nur bei, um zu ersetzen. Es kommt hinzu oder setzt sich unmerklich *an-(die)-Stelle-von*; wenn es auffüllt, dann so, wie wenn man eine Leere füllt. Wenn es repräsentiert und Bild wird, dann wird es Bild durch das vorangegangene Fehlen einer Präsenz. Hinzufügend und stellvertretend ist das Supplement ein Adjunkt, eine untergeordnete, stellvertretende Instanz. Insofern es Substitut ist, fügt es sich nicht einfach der Positivität einer Präsenz an, bildet kein Relief, denn sein Ort in der Struktur ist durch eine Leerstelle gekennzeichnet. Irgendwo kann etwas nicht *von selbst* voll werden, sondern kann sich nur vervollständigen, wenn es durch Zeichen und Vollmacht erfüllt wird. Das Zeichen ist immer das Supplement der Sache selbst.

2. Dass die Supplementation die Hauptfunktion des Zeichens sein dürfte, daran kann im Grunde kein Zweifel bestehen, denn in beiden von Derrida genannten Fällen steht das Zeichen für ein Objekt, d.h. es ersetzt es, wobei sich nur die Frage stellt, ob durch diesen Substitutionsakt das Objekt bleibt oder verschwindet. Falls das Zeichen bleibt, tritt also dem Objekt das Zeichen als Anderes gegenüber, das durch seinen puren Schöpfungsakt in Relation zu dem tritt, was es ersetzt. Die Referenz-, Verweise-, Zeige- und schliesslich die

Repräsentationsfunktion entstehen auf diese Weise. Falls das Zeichen jedoch verschwindet, kann es alle diese Funktionen nicht geben. Das Zeichen – falls man überhaupt *sensu proprio* von ihm sprechen kann – ersetzt dann schrittweise die Objekte, die Semiose ist nicht wie im ersten Fall Verdoppelung, sondern Auslöschung dieser Welt, Ersatz von Substanz durch Bedeutung, allerdings Bedeutung, die ins Leere trifft, denn bestenfalls kann sich das Zeichen nur noch auf sich selbst beziehen.

Im ersten Fall ist die Semiose also wie eine Frankiermaschine, sie klebt den Objekten (wie es bei Paracelsus steht) „Schellen und Glocken“ an, das ist die „Zuordnung zu etwas, was Objekt sein kann“, wie Bense (1967, S. 9) sagt, also die Transformation eines Objektes in ein Metaobjekt, so zwar, dass das Metaobjekt nicht an die Stelle des Objektes tritt, sondern neben es, d.h. einen Zwischenraum zwischen sich und dem Objekt offenlässt, eine kontexturale Grenze, die, einmal aufgetan, das Objekt dem Zeichen „ewig transzendent“ sein lässt, wie Kronthaler (1992) sagte. Das Problem geht hier aber weiter: Was ermöglicht es eigentlich, das Objekt quasi verdoppelt in einen „Raum“ neben es zu setzen? Von diesem Raum war ja nie die Rede. Bense (1975, S. 65 f.) nennt ihn „semiotischen Raum“ im Gegensatz zum „ontologischen Raum“. Die Frage lautet also präziser: Schafft die Semiose diesen Raum oder muss er wie das Objekt als vorgegeben stipuliert werden?

Im zweiten Fall werden dem Objekt keine „price tags“ wie im ersten Fall aufgeklebt, die Semiose gleicht hier eher einem kognitiven Staubsauger, der die Objekte vernichtet, nachdem er sie aufgesaugt hat. Auch hier stellt sich aber die Frage nach dem Leerraum, der sich auftun muss, nachdem das Objekt vernichtet und bevor das Zeichen an seine Stelle gesetzt ist. Derrida spricht von einem Vakuum, und man kann sich fragen, ob es sich nicht auch hier, wie im ersten Fall, um einen transzendenten Raum handelt. Man könnte dann beide Fälle dadurch erklären, dass Transzendenz dann entsteht, wenn das Objekt sozusagen weggehoben wird: Im zweiten Fall erscheint der transzendente Raum dann als Vakuum an der Objektstelle, die sofort durch ein Zeichen aufgefüllt wird, im ersten Fall erscheint der transzendente Raum neben der Objektstelle, dort, wo das Zeichen zu stehen kommt, so zwar, dass er nur das Zeichen, nicht aber das Objekt enthält, wobei sich zwischen dem verbliebenen

Objekt-Raum und dem neu entstandenen Zeichen-Raum eine Art Niemandsland entwickelt, das also weder dem Objektraum noch dem Zeichenraum angehört.

3. Man könnte somit wie folgt zusammenfassen: Sobald ein Objekt entfernt oder sonstwie affiziert wird, entsteht Transzendenz. Diese tritt entweder am Ort des Objekt selbst oder neben ihm auf. Im ersten Fall entsteht natürlich kein Niemandsland und damit auch keine kontextuelle Grenze zwischen Zeichen und Objekt: das ist der Fall der natürlichen Zeichen sowie der ganzen motivierten Semiotik. Im zweiten Fall gibt es streng genommen drei Räume: den ontologischen Raum des Objekts, dem semiotischen Raum des Zeichens und das „präsemiotische“ Niemandsland (vgl. ausführlich Toth 2007). In diesem dritten, vermittelnden, aber dadurch auch trennenden Raum, verläuft die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt: das ist der Fall der künstlichen Zeichen sowie der ganzen arbiträren Semiotik.

Wenn wir verabreden, dass $a \setminus b$ bedeuten soll: „a wird durch b ersetzt“, dann können wir den ersten Fall wie folgt formalisieren:

$$1. (\mathcal{O} \rightarrow \mathcal{O} \setminus Z) \rightarrow (\emptyset \rightarrow Z)$$

Der zweite Fall stellt sich hingegen wie folgt dar:

$$2. (\mathcal{O} \rightarrow \mathcal{O} \setminus Z) \rightarrow \mathcal{O}, \emptyset \rightarrow \mathcal{O}, Z.$$

Im 1. Fall gibt es also auf dieser Welt über kurz oder lang keine Objekte mehr, denn der semiosische Staubsauger transformiert sie nacheinander alle in Zeichen. Das ist also die Formel der Pansemiotik.

Im 2. Fall wird die Welt durch die semiosische Frankiermaschine in steter Tätigkeit verdoppelt, indem jedem Objekt sein Zeichen zugeordnet wird. Bemerkenswerterweise beruht die Pansemiotik von Peirce auf diesem 2. und nicht auf dem 1. Fall, denn obwohl sie, wie Gfesser richtig sagt, „ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“ ist (1990, S. 133), d.h. einen semiotischen Raum bildet, in den weder Objekte eindringen noch Zeichen hinausdiffundieren können, dessen Grenzen (falls es solche überhaupt gibt) also völlig impermeabel sind, setzt sie die Semiose

insofern voraus, als ein vorgegebenes Objekt durch Metaobjektivierung zum Zeichen erklärt wird (Bense 1967, S. 9). Woher kommen dann aber diese Objekte, die zum Zeichen erklärt werden können, sie setzen ja einen transzendentalen Aussenraum zum semiotischen Universum voraus? Ein anderer Grund, weshalb die Peircesche Semiotik überhaupt nicht zum 2. Fall passt, als dessen Modell die Saussuresche Semiotik stehen kann, liegt darin, dass das Zeichen ausdrücklich als „Relation über Relationen“ konzipiert ist, insofern der Mittelbezug im Objektbezug und beide im Interpretantenbezug eingeschlossen sind. Damit müssen sie natürlich nicht-arbiträr sein (das gilt sogar für das Symbol, (2.3), dessen duale Entsprechung ja das logisch unterscheidbare Dicent, (3.2), ist !!). Als dadurch total-motivierte Semiotik müsste die Peircesche Zeichentheorie somit zu den Typen des 1. Falles gehören.

Anm. Ich hatte in meinen Schriften wiederholt auf die erstaunliche sympathetische Nähe der Peirceschen Semiotik zu zentralen Eigenschaften der Polykontextualitätstheorie hingewiesen. Maser (1973, S. 29 ff.) geht sogar soweit, die Peircesche Semiotik ausdrücklich unter die „transklassischen“ Wissenschaften zu rechnen. Dafür bin ich oft kritisiert, z.B. durch Kaehr, der zurecht darauf hinwies, dass in der Semiotik ja der logische Identitätssatz trotz aller dieser polykontextualer Merkmale erhalten blieb. Kaehr hat natürlich vollkommen recht. Dennoch sehe ich in den Ausführungen des letzten Kapitels dieses Aufsatzes, d.h. darin, dass die Peircesche Semiotik im Grunde dem falschen, nämlich arbiträren Typ von Zeichen angehört, obwohl sie eine vollkommen motivierte Pansemiotik ist, den Grund für diese frappanten polykontextualen Übereinstimmungen. Wie ich nämlich in Toth (2011) gezeigt hatte, ist auch die polykontexturale Semiotik (vgl. Kaehr 2010) eine motivierte Semiotik, da sie ja die kontextuellen Abbrüche zwischen Zeichen und Objekten beseitigt bzw. die geschiedenen Kontexturen logisch durch Transjunktionen (Günther) und mathematisch durch Transoperationen (Kronthaler) in ein Verbundsystem transformiert.

Bibliographie

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Derrida, Jacques, Grammatologie. Frankfurt am Main 1983

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990

Kaehr, Rudolf, Diamond Semiotic Short Studies. Glasgow 2010. Digitalisat: <http://www.thinkartlab.com/pkl/media/Short%20Studies/Diamond%20Semiotic%20Short%20Studies.pdf>

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992

Maser, Siegfried, Grundlagen der allgemeinen Kommunikationstheorie. 2. Aufl Berlin 1973

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Motivierte Zeichentheorie und Polykontextualitätstheorie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

29.5.2011